

Unverkäufliche Leseprobe



Manuel Niedermeier
Durch den frühen Morgennebel
Roman

219 Seiten. Gebunden
ISBN: 978-3-406-65954-6

Weitere Informationen finden Sie hier:
<http://www.chbeck.de/13063451>

1

Der Glühdraht surrt.

Ein Mann und eine Frau sitzen einander gegenüber. Er verharrt reglos mit geschlossenen Augen, sie notiert etwas auf einem Block, in einer schnell fließenden Schrift, rückt kurz ihre Brille zurecht. Schreibt weiter. Ihre Körper sind versunken in zwei wuchtigen Ohrensesseln aus braunem Leder, wirken verloren. Die Lehnen sind abgegriffen und stumpf. Eine Stehlampe, ihr Strahler hängt wie eine welke Blume, wirft Licht in das Gesicht des Mannes, schneidend und grell. Er öffnet die Augen, verengt sie sofort zu schmalen Schlitzern und beugt sich nach vorne, greift nach dem Metallarm der Lampe, biegt ihn von sich weg, nach oben, bis beide Gesichter vollständig im Schatten liegen. Zwischen den Sesseln ist ein kleiner Tisch, darauf stehen zwei Gläser. Ein Foto liegt da.

Das Surren des Glühdrahts ist das einzige Geräusch, monoton und hochfrequent. Im Dunkeln verbergen Bücherregale die Wände bis knapp unter die Decke. Eine Weile verbleibt der Metallarm in senkrechter Position, dann beginnt der Strahl der sinkenden Lampe als seine Verlängerung durch den Raum zu schneiden, diagonal, langsam und stetig zurück in die Ausgangsposition. Draußen Wind und die Nacht.

Unvermittelt die Stimme der Frau: «Erzählen Sie weiter.»

Der Mann reagiert nicht.

«Herr Lechner?»

«Ich habe doch schon alles gesagt.»

«Es würde aber helfen, es noch einmal zu hören. Also bitte, erzählen Sie.»

«Wenn es sein muss.» Clemens dreht die ihn blendende Lampe abermals weg. Sein Gesicht liegt wieder im Schatten. «Vor zwei Wochen hatte ich meine Kamera das letzte Mal in der Hand. Kurz bevor das Bild da entstanden ist.» Er zeigt auf das Foto. «Ich habe sie in ihre Tasche zurückgepackt und nicht mehr angerührt. Das heißt, die russische Polizei hat sie mir ja zerlegt. Schon verrückt ... Das erste Foto, das ich überhaupt gemacht habe, war fünfundzwanzig Jahre mein wichtigstes. Und jetzt? Fünfundzwanzig Jahre. Nach dieser Aufnahme war klar, ich muss Fotograf werden, es ging nicht anders. Ich kann mich genau daran erinnern. Ich war neun. Meine Eltern haben mir zum Geburtstag eine Kamera geschenkt. Eine alte Minolta Hi-Matic 7, die meinem Vater gehörte, bevor er sich die Hi-Matic 9 gekauft hat. Die Neuner war sogar noch schneller als die 7s, das Nachfolgemodell der Siebener. Die hatte eine Brennweite von 45 Millimeter, also die Siebener. Eine wunderschöne Kamera. Es war Samstag, und er ging nicht ins Büro. Sonst hat er eigentlich immer gearbeitet ... oder fotografiert. Aber diesen Samstag nicht. Das war wohl Teil seines Geschenks. Wir sind zu dritt in den Tierpark, meine Mutter, mein Vater und ich. Als wir auf den Parkplatz fahren, begann es zu regnen, so richtig wie aus Kübeln, cats and

dogs. Und wir hatten keinen Schirm dabei. Ich war total am Boden, habe bestimmt geweint. Meine Mutter hat schließlich so lange auf meinen Vater eingeredet, bis wir trotzdem geblieben sind. Wir sind zwar nur ins Affenhaus, aber das war schon was. Mein Vater hasst Affen – hasste ... er hat sie gehasst. Vor vier Jahren ist er gestorben. In einem Monat sind es fünf. Können Sie das verdammte Surren nicht abstellen? Das macht mich total irr!»

«Leider nicht.»

Clemens greift nach einem Glas auf dem Tisch. Er trinkt. Stellt es wieder ab. Kratzt mit den Fingernägeln über das Leder und hinterlässt dabei helle Spuren. Er blickt auf.

«Na gut. Ich bin also zwischen meinen Eltern gegangen. Um meinen Hals hing das flache Plastikband der Kamera, ganz kalt war das auf der Haut. Das hat er extra noch wechseln lassen, war nämlich schon an ein paar Stellen eingerissen. Meine Hände krampften sich um das Gehäuse, das war schließlich kostbar. So eine haben eigentlich nur Erwachsene gehabt ... Vielleicht hat Vater auch den Geruch gehasst. Ich meine, zu den Reptilien wollte er schließlich auch nicht. Jedenfalls sind die Orang-Utans durch Panzerglas von uns getrennt gewesen. Ein Tau hing von der Decke, unten mit einem fransigen Knoten dran. So eines, wie sie es in der Schifffahrt verwenden, wissen Sie. Auf einmal hat einer der Affen Anlauf genommen, sich das Seil geschnappt und ist damit durchs Gehege geschwungen. Und bevor ich gewusst habe, warum, habe ich auch schon abgedrückt. Mein erstes Foto. Es hat auf meiner Kopfhaut gekribbelt. Und

in meinen Fingern. Den Rest vom Film habe ich noch in der nächsten Stunde verschossen. Egal was, Hauptsache voll. Das hat meinem Vater so nicht gepasst, aber es war ja mein Geburtstag. Am Montag hat er den Film zum Entwickeln gebracht, und am Donnerstag nach der Arbeit hat er mir dann den Umschlag gegeben. Ich habe ihn aufgemacht, mit geschlossenen Augen die Fotos rausgezogen und sofort alle weggelegt, bis auf das allererste ... mein allererstes Foto. Also habe ich die Augen wieder geöffnet. Bloß, da war kein Affe. Nur so ein unförmiger, orangebrauner Schlierenteppich, der in der Luft hing. Und ein überheller Punkt, etwa auf halber Höhe in der Mitte der Aufnahme. Ich muss meinen Vater wohl ziemlich hilflos angeschaut haben. Er hat mir nur die Hand auf die Schulter gelegt und erklärt, dass der Punkt der von der Scheibe reflektierte Blitz ist. Und diese seltsame Schliere tatsächlich der Affe. Aber weil er sich so schnell bewegt hat, war er eben verschwommen ... Haben Sie keine andere Lampe?»

«Nein, bei der anderen ist heute die Birne durchgebrannt. Ich muss eine neue besorgen. Tut mir wirklich leid.»

«Dann schalten wir das Licht ganz aus.»

«Das halte ich für keine gute Idee.»

«Dann haue ich jetzt ab. Ich halte das nicht aus.»

Die Psychotherapeutin dreht einen metallenen Knopf an der Stehlampe, es wird dunkler, das Surren dumpfer, dann ist das Licht aus. Stille. Sie legt Block und Stift auf ihren Schoß. Durch ein Fenster fällt fahl der Mond.

«So ist es besser, danke.»

«Sie sprachen gerade vom verschwommenen Foto, das Sie als Kind im Zoo geschossen haben.»

«Stimmt. Damals habe ich begriffen, dass es kompletter Unsinn ist, einfach abzurücken. Bewegung und scharfe Bilder vertragen sich nicht. Zumindest nicht mit dieser Kamera ... und vor allem nicht mit dem Können, das ich damals gehabt habe. Die genauen Zusammenhänge, das Zusammenspiel von Belichtungszeit und Bewegung als Veränderung im Raum, das alles habe ich erst Jahre später verstanden. Zeit ... Zeit ist dabei die maßgebliche Größe. Ich wollte instinktiv etwas aus ihr herauslösen. Warum genau, kann ich nicht sagen. Das läuft nicht auf der Verstandesebene ab. Kennen Sie das, Sie versuchen mit aller Macht, sich einem Problem zu nähern, durch pures Nachdenken, von allen möglichen Seiten, und umso mehr Sie sich anstrengen, umso weniger wird es greifbar? So ist das mit dem, was ich aus der Zeit herauslösen möchte. Vielleicht geht es um eine bestimmte Art der Wahrnehmung, genau, meine Art, die Dinge wahrzunehmen. Lange zeigten die entwickelten Fotos nicht das, was ich eigentlich wollte. Das hat mich aber mehr angespornt, als dass es mich entmutigt hätte.»

Clemens kratzt sich am Kinn. Fünftagebart, darunter die scharfen Linien seiner Gesichtszüge. Seine gesamte Erscheinung ist hager, sehnig. Er schaut aus dem Fenster und schweigt, fährt sich mit den Fingern durchs schon grau werdende Haar.

«Wenn das Universum unendlich groß wäre, wären die Nächte taghell, wussten Sie das?»

«Bleiben wir lieber bei dem Foto. Sie haben also als

Kind bereits gewusst, dass Sie später Fotograf werden wollen?»

Clemens reagiert nicht.

«Wie ist es dazu gekommen? Es ist selten, dass man tatsächlich wird, was man sich als Kind vorstellt.»

Er sieht aus dem Fenster. Ballt die Faust, öffnet sie wieder.

«Ich fotografiere jetzt seit knapp fünfzehn Jahren professionell. Nach dem Studium habe ich mich auf Landschaftsaufnahmen spezialisiert. Früher, wenn ich mit anderen auf Reisen war, habe ich ständig fotografiert. Und meistens eben Landschaften. Meine Freunde haben sich beschwert, dass sie nie abgebildet waren. Na ja, ein paar meiner Fotos habe ich dem *National Geographic* geschickt. Die spitzen Nadeln der Aiguilles de Bavella, Felsformationen auf Korsika. Wir waren dort zwei Wochen lang mit dem Zelt im Gebirge unterwegs, meine damalige Freundin und ich. Kathrin. Mir sind da Fotos gelungen, mit langer Belichtungszeit ... Der Mond balanciert wie ein Ball auf den Spitzen einer abfallenden Bergkette, fünf Stück, eine nach der anderen, als würde er sie hinabspringen. Ich habe gar nicht mit einer Antwort gerechnet, wenn ich ehrlich bin. Aber die haben sie tatsächlich gekauft und gedruckt. Ich glaube, das ist schon was, worauf man stolz sein kann. Ich war es zumindest. Seitdem bringe ich dort regelmäßig was unter – ich halte Wellen fest, in diesem Bruchteil einer Sekunde, kurz bevor sie auf den Strand niedergehen. Ich lasse mich mit dem Hubschrauber über blaugüne Archipele fliegen, drücke ab, streife durch Wälder, drücke ab, Dünen, drücke ab. So lässt sich mein Leben

zusammenfassen: Ich sehe etwas, ich drücke ab und habe das Bild. In letzter Zeit interessiert mich vor allem, wie der Mensch seine Umwelt beeinflusst. Menschen sind noch immer selten auf meinen Bildern, da hat sich seit den frühen Fotos nicht viel geändert. Die Konsequenzen ihres Handelns schon. Gerodete Wälder, weite Ebenen voller verdorrter Stümpfe, die sich bis zum Horizont erstrecken. Oder 1991 beispielsweise die brennenden Ölfelder in Kuwait, Feuer und schwarze Rauchsäulen, so dick und dicht, als müssten sie den Himmel stützen. Menschen selber nicht. Wenn ich solche Bilder festhalte, habe ich das Gefühl, ich könnte etwas ändern. Für die Zukunft. 1991 wurde die erste digitale Kamera vorgestellt. Auf der CeBIT. Von Dycam war die, glaube ich. Eine Spielerei, damit hatte damals wirklich niemand gerechnet, dass sich das gegen die analogen Modelle behaupten würde. So um 2000 hat sich das erst richtig durchgesetzt. Am Anfang habe ich mich darüber aufgeregt, aber seit einigen Jahren arbeite ich eigentlich nur noch digital. Bringt einfach nichts, sich dagegen zu wehren. Hat ja auch seine guten Seiten.»

«Warum fotografieren Sie?»

«Na, weil ich damit mein Geld verdiene.»

«Nein, ich meine, was fasziniert Sie so daran? Sie beschäftigen sich jetzt schon über fünfundzwanzig Jahre damit. Und Sie sprechen noch immer mit einer ... ja, mit einer fast kindlichen Begeisterung davon. Irgendwas treibt Sie doch an.»

«Ja ... ich versuche Situationen aus ihrem zeitlichen Kontext zu schneiden, sie gewissermaßen zu isolieren und zu konservieren. Was bleiben soll, ist das Bild. Die-

ser eine Moment. Er ist gefangen. Erst in der Kamera. Dann auf dem Rechner. In Magazinen. Auf Microstocks im Internet, immer abrufbar, 24/7. Klicks. Was heute zählt, ist, wie oft jemand das Bild anklickt. Je besser mir ein Foto gelingt, desto näher komme ich auch dem, was ich vermitteln will: Ich löse das Gefühl, das ein Anblick in mir ausgelöst hat, aus der Zeit, wie etwas Bleibendes. Aber das ist der Idealfall. Ich habe einen Ausdruck dafür: Perpetuum immobile. Jede gelungene Aufnahme erschafft ein Perpetuum immobile. Ich entscheide intuitiv, ob ich abdrücke oder nicht.»

Ein Zweig klopft gegen die Fensterscheibe.

«Wenn Sie mich fragen, gibt es zwei Zeiten.» Er hebt einen Finger, der sich im Mondlicht abzeichnet. «Die normale Zeit, also die, die unaufhaltsam verstreicht.» Er hebt einen zweiten. «Und die andere Zeit. Die, die durchs Fotografieren eingefroren und unveränderlich geworden ist. Die ablaufende Zeit hat wenig mit der Zeit zu tun, die stillgestellt worden ist. Es gibt Wasser und Eis. Die Substanz ist dieselbe, was sich geändert hat, ist ihre Beschaffenheit. Ein Bild ist der Aggregatwechsel eines Moments. Wenn das Foto erst einmal da ist, spielt die vergehende Zeit eine untergeordnete Rolle. Technisch eröffnet mir die digitale Fotografie da gewisse Möglichkeiten. Ich kann im Nachhinein noch Parameter verändern, die Helligkeit oder den Kontrast beispielsweise. Aber das Wesentliche steht mit dem Abdrücken fest. Meistens vergesse ich die Fotos sofort da, ich habe schließlich zehntausende geschossen. Manche bleiben noch eine Weile im Gedächtnis und verblassen dann. Wenn ich sie aber wieder anschau, ist die Erinnerung

an das Gefühl sofort da. Und einige wenige bleiben immer präsent. In der Extremform, wenn sich das Bild in der Netzhaut eingenistet hat, das sich wie eine Folie über alles legt, was man anschaut. Ein paar Kollegen, die ich kenne, behaupten, dass das bei ihnen häufiger so ist. Vor allem bei denen, die ständig in Krisengebieten unterwegs sind. Kennen Sie *Tears of a child?*»

«Was ist das?»

«Ein Foto. *Die Geier und das Kind.*»

«Ach so. Ja, bedauerlicherweise.»

«Ja. Das wäre nichts für mich – Kriegsphotograf. Erst bleibt ein Bild für ein paar Monate, dann wird es durchs nächste ersetzt. Abartig. Mir passiert das zum ersten Mal. Während ich spreche, während ich lese, während ich esse, egal was ich tue – innerlich sehe ich immer dieses Bild.»

Er räuspert sich.

«Mein Hals ist trocken.»

Er trinkt das Glas in einem Zug leer.

«Möchten Sie noch etwas?»

Die Psychotherapeutin schenkt nach. Clemens nickt ihr zu, trinkt noch einmal.

«Das Foto vom verschwommenen Orang-Utan hat mich zum Fotografieren gebracht. Wahrscheinlich bringt mich dieses hier davon weg.»

Er deutet auf das Bild auf dem Tisch.

«Natürlich habe ich mich gefragt, ob es richtig war, es zu schießen. Die Antwort ist nein. Ich habe einfach draufgehalten und auf Dauerfeuer gestellt. An die Blitze, die vom Eis reflektiert werden, während sonst alles stockdunkel ist, daran kann ich mich erinnern. An das leise,

kalte Klicken. Es hallt in meinem Kopf wider. An die frostklare Luft. Und daran, dass ich mir währenddessen gedacht habe, was machst du da eigentlich? Bist du komplett wahnsinnig? Ich habe gesehen, wie er fällt, ganz langsam. Sein Körper kippt über die Reling. Es war, als würde er in Zeitlupe fallen, während ich mich weiter in normaler Geschwindigkeit bewege, weiter in normaler Geschwindigkeit denke, nein, sogar schneller. Rasend. Ich müsste nur drei Schritte nach vorne machen und ihn festhalten. Und er würde leben. Das Einfachste auf der Welt. Doch ich schaue ihm eine Ewigkeit zu. Ich war unter Schock, ich habe mich nicht bewegt. In mir hat es geredet, das war nicht ich. Ich habe einfach dagestanden und dem Körper zugesehen ... als wäre ich nicht ich, sondern stünde irgendwo außerhalb, ich habe uns beide beobachtet. Er hätte nicht fallen dürfen. Ich habe abgedrückt, ja, klar, das habe ich, und er hat mich noch bemerkt, während er fiel. Er starrt aus dem Foto heraus, starrt mich mit schwarzen Pupillen an.»

Clemens atmet tief ein. Dann spricht er weiter.

«Ich bin zur Reling gerannt und habe gesehen, wie John mit den Fäusten von unten gegen das Eis geschlagen hat, lautlos. Die Strömung hat ihn mit sich gerissen, Richtung Norden, immer weiter unters Eis. Als ich endlich geschrien habe, sind die anderen sofort nach oben gestürmt. Aber es war nichts zu machen. Nichts, nichts. Einfach nichts, was ich hätte tun können. Zu keiner Zeit. Verstehen Sie?»

[...]

Mehr Informationen zu diesem und vielen weiteren Büchern aus dem Verlag C.H.Beck finden Sie unter: www.chbeck.de